











(Nachdruck verboten.)

## [18] Die quade Foelke.

Roman aus der Emsgau. Von F. Klink-Lütetsburg.

So schwer Wilhelm Adams auch die Durchführung seiner Absichten sich gedacht, wurde nicht nur einem geringen Theile der Wirklichkeit. Die Eröffnung des Testaments, welches der alte Meinhardi hinterlassen, wurde im ganzen Dorfe mit einer Neugierde erwartet, die sich schwer beschreiben läßt. Bernd Bruns' aufschmelzende Neben hatten nicht verfehlt, die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hinzulenken. Am Tage, an welchem die Eröffnung erfolgen sollte, hatte ein Jeder in der Stadt zu thun, um gleich das Neueste erfahren und zuerst heimtragen zu können. Wer auf einen außergewöhnlichen Ausgang dieser Angelegenheit sich gefaßt gemacht, wurde nicht betrogen. Bernd Bruns war so gut wie enterbt — unter Kuratel gestellt, es gab keine Möglichkeit für ihn, Wilhelm Adams von dem eingenommenen Plage zu verdrängen. Wohl war Bernd sogleich zu einem Rechtsanwaltschaft gelaufen, um anzufragen, ob das Testament nicht angefochten werden könne, aber der Ausdruck seines Gesichtes, als er dessen Bureau verlassen, hatte die völlige Hoffnungslosigkeit seiner Ausichten widerspiegelt.

Zwanzig Jahre lang würde Wilhelm Adams Wächter des Meinhardischen Plages bleiben, der Pachzins nur zu einem geringen Theile Bernd Bruns und seiner Gattin zu Gute kommen, zum anderen aber zur Aufbesserung des Grundstücks und zum Ankauf von Staatspapieren, als Heirathsgut für das Bruns'sche Kind, verwendet werden. Einer etwaigen weiteren Vermehrung der Familie war von dem Testator nicht Erwähnung geſchehen, dagegen Bestimmungen für den Fall eines Auseinandergehens der beiden Gatten vorgeſehen worden. Mehr der Sieg, den ein Beneideter erfochten, als die Niederlage, welche Bernd Bruns erlitten, bewirkte ein gewisses Mitleid für den Letzteren, der mit einem Anrecht auf das bedeutende Gesamtvermögen so gut wie leer ausging. Man versuchte, ihn zu trösten und zu beruhigen, und freute sich, das Gegentheil hervorzurufen, obgleich Bernd Bruns bemüht war, die gewaltige Aufregung, von welcher er beherrscht wurde, zu verbergen. Es war gegen Mitternacht, als er nach Hause zurückkehrte. Foelke war noch auf. Sie täuschte sich nicht über die Folgen, welche der heutige Tag für ihr Eheleben haben werde, und war vergebens bemüht, eine innere Angst, welche sie nicht zur Ruhe kommen ließ, zu besiegen. Ihr Kind auf dem Schooße, das gleichfalls keinen Schlummer gefunden, saß sie neben ihrem Spinnrad, daß sie eifrig hatte schnurren lassen, um die unerträglich langsam schleichende Zeit zu bewältigen.

Das Einschlagen der Gartenthür ließ die einsame junge Frau erschreckt zusammensfahren. Gleich darauf hörte sie den Schritt des Gatten, wie er sich dem Hause näherte. Ihr dächte, ihr Herzschlag stockte, und unwillkürlich sah sie sich wie hilflos suchend um.

Dann wurde die Hausthür geöffnet, heulend brauste der Wind durch den Gang. Mit einem Fluch wurde die Thür geschlossen und Bernd Bruns betrat die Küche.

Foelke war kaum fähig, ihren mühsam behaupteten Muth, angeſichts dieses Mannes, aufrecht zu erhalten. Ein Blick auf ihn zeigte, daß Schlimmes ihrer wartete. Bernd war berauscht, aber nicht so, wie sie ihn beinahe täglich zu sehen gewohnt geworden. Er schien seiner Sinne mächtig zu sein, sie sah es an dem höhnen Ausdruck seines Gesichtes, an dem Funkeln seiner tückisch blinkenden Augen, und abermals wollte die unheimliche Angst, welche sie den Tag hindurch empfunden, Gewalt über sie gewinnen. Unwillkürlich trat sie einen Schritt zurück und drückte das Kind fester an ihre Brust.

Bernd stand noch immer am Eingange, wie um sich zu befinden, während Foelke den Eindruck empfing, als wolle er sich

auf sie stürzen. Es reute sie, nicht das Lager aufgesucht zu haben, denn gerade ihr Anblick schien ihn aufzustacheln und in Raserei zu versetzen.

Noch einmal raffte sie sich auf, das unruhvolle Klopfen ihres Herzens beschwichtigend, richtete sie ihre Augen fest auf den Gatten, der in dem Ausdruck derselben eine Herausforderung zu erblicken glaubte. Das gerade hatte ihm gefehlt, sie freute sich ihres Sieges.

„Ja, Du hast's geschafft“, kam es heiser über seine Lippen, indem er sich ihr näherte. „Frecher hat's noch kein Weib getrieben. So offen vor aller Welt seine Schande zu jagen, bringst nur Du zu Wege. Hast Du denn eigentlich nicht Scham, noch Gram im Leibe?“

Foelke glaubte, das stürmische Klopfen ihres Herzens zu hören, das Kind begann kläglich zu weinen. Sie machte abermals eine Bewegung des Zurückweichens, aber sie konnte sich nicht von der Stelle bewegen. Im Rücken hatte sie Tisch und Stuhl, links die Wand und rechts einen Haufen Heede und Werg.

„Schaff mir den Balg aus den Augen“, zischte er, weiter auf sie eindringend. „Mit keinem Blick will ich ihn mehr sehen, oder Du bringst mich zu etwas, das mir leid sein würde, wenn's auch nur ein Zeugniß Deiner Schande und Schmach ist. Denkst Du, ich will auch noch die Brut des Wilhelm großfüttern?“

Sie verstand nicht den Sinn seiner Worte, aber vielleicht war doch ein Schimmer desselben in ihre Seele gefallen. Mit weitauferissenen Augen starrte sie Bernd an. Es lag eine unausgesprochene Frage in ihnen, deren Beantwortung ihm doch mit einem Rest von Schamgefühl schwer wurde.

Dieses Schamgefühl, welches für ihn einer Niederlage gleichkam, wandelte sich schnell in Wuth. Die junge Frau sah es in seinen Augen aufglühen — unheilvoll. Eine von ihm gemachte Bewegung ließ sie das Schlammte befürchten, und sie befand sich allein mit einem sinnlos Wüthenden, der sich nicht scheute, sein schuldloses Kind zu belübeln. Ja, sie mußte jetzt, was seine Worte bedeuteten, und in demselben Augenblick war jede Furcht von ihr gewichen.

„Zurück!“ rief sie ihm entgegen, indem sie sich hoch und stolz aufrichtete.

Aber seine Brauen zogen sich nur noch finsterner zusammen, er hob die große, geballte Faust empor. Im nächsten Moment würde sie unfehlbar mit voller Wucht auf das unglückliche kleine Geschöpf niedergesaut sein, wenn nicht die zu Tode entsetzte junge Mutter, wehrlos der Gewalt preisgegeben, das einzige ihr zu Gebot stehende Rettungsmittel ergriffen hätte. Sie hatte sich niedergebeugt, wie um dem Schläge auszuweichen. Rauch und Feuer in Foelke's Hand ließ Bernd zurücktaumeln und ein gellender Hilfschrei tönte durch das Haus. Die Küchentür wurde geöffnet und wieder zugeworfen.

„Brand! Brand!“ erreichte es noch Foelke's Ohr, als sie mit ihrem Kinde schon inmitten des brausenden Schneesturmes sich befand. Dann war sie ohnmächtig zusammengesbrochen.

Das Weinen ihres Kindes brachte sie wieder zum Bewußtsein, — aber zu welchem? Rothe Flammen züngelten aus dem Fenster des Bruns'schen Hauses und wurden rasch zu dem Strohdach der Scheune hinüber getrieben. So schnell war das Feuer zum vollen Ausbruch gekommen, daß noch keine Menschenseele zur Stelle war, als die rothe Gluth bereits die Nacht im weiten Umkreise gelichtet. Mit der einen Hand die Stirn beschattend blickte Foelke auf das furchtbare Schauspiel. Nun wurden auch Stimmen laut:

„Brand! Brand!“ gellte es durch die Nacht, dazwischen ertönte das Gebrüll der Kühe aus dem Stalle, die freigelassenen Pferde stürzten an Foelke vorüber, und ein Hufschlag streifte ihre Stern. Wie von fern hörte sie noch das Gemwimmer der Dorfglocke, während es warm über ihre Schläfe herabrieselte.

So wurde die junge Frau gefunden. Ohne das laute Weinen des Kindes würde sie vielleicht nimmer zum Leben erwacht sein. Von der Furcht getrieben, daß sie hier gesehen werden könne, hatte sie sich unter der Weißdornhecke niedergekauert und der Schnee sie bereits in ein Leichentuch gehüllt, als eine Magd aus dem Waterhause sie entdeckte. Diese hatte den Bauer herbeigeholt, der sie dann in das Haus getragen, während die Magd mit dem Kinde ihm gefolgt war.

Im Zeitraum von wenigen Stunden war Bernd Bruns' „Plag“ vollständig niedergebrannt, es stand nur noch ein Stück des Giebels und ein Theil der Stallmauer. Der äußersten Anstrengung der herbeigeleiteten beiden Sprigen war es gelungen, die Meinhardt'sche Besingung vor einem gleichen Schicksal zu bewahren, ein Theil des Daches war sogar beschädigt worden.

Nach in derselben Nacht hatte Jedermann im Dorfe erfahren, wie das Feuer entstanden war. Bernd's eigne Frau steckte ihm das Haus über dem Kopfe in Brand, nur um von ihm loszukommen. Sie war auch, nachdem sie das Unglück angerichtet, direkt zu dem Wilhelm Adams gelaufen, der sie und ihr Kind aufgenommen.

Es gab vielleicht nicht einen Menschen im Dorfe, der diesen Gerüchten bedingungslos Glauben schenkte. Der Zusammenhang war unstreitig ein anderer. Foelke Meinhardt eine gemeine Brandstifterin! Wie wäre es möglich gewesen, einen solchen Gedanken zu erfassen? Es gab aber auch nicht einen Menschen, der es sich hätte angelegen sein lassen, sie gegen die furchtbare Anklage, welche man gegen sie erhoben, zu vertheidigen. Noch stand man allgemein unter dem Einflusse der Neuigkeiten des gestrigen Tages; Uffe Afjes und seine Tochter waren scharf verurtheilt worden. Der Erstere nahm Bernd Bruns das, was rechtmäßig ihm gebührte, die Letztere legte seinen „Plag“ in Asche.

Während der nächsten Tage getraute Niemand ein Urtheil sich zu bilden. Foelke war schwer krank, der Wagen des Doktors hielt an einem Tage wiederholt vor der Thür des Meinhardt'schen Hauses. Man erinnerte sich auch wohl noch der dunklen Gerüchte, die über die Behandlungsweise, welche Bernd Bruns seiner jungen Frau hatte angedeihen lassen, im Umlauf gewesen waren. Es ließ sich aber doch bald nicht mehr beschönigen, daß Foelke Bruns ein Kriminal-Verbrechen begangen.

Sobald die junge Frau sich etwas erholt hatte, wurde das Meinhardt'sche Haus der Schauplatz aufregender Ereignisse. Gerichtspersonen kamen, die Leidende zu vernehmen und zu bewegen, ein Geständniß abzulegen, daß sie das Haus ihres Gatten angezündet, um von dem Verhafteten frei zu kommen. Die bedauerenswerthe Frau leugnete, doch konnte sie es nicht über sich gewinnen, als Anklägerin gegen den Vater ihres Kindes aufzutreten. Sie war nicht offen und entwickelte sich in Widersprüche. Nur in einem Punkte blieb sie ihrer Aussage getreu: Sie hatte ein brennendes Torfstück hochgehalten und vielleicht auch ihrem Gatten entgegengeschleudert, denn nur auf diese Art hatte es in

das Berg und die Heede fallen können, welche an ihm sich zündet. Ihre Hand zeigte große, ungeheilte Brandmunden. Ihren Aussagen gegenüber standen die des Bernd Bruns und seiner Magd, der schwarzen Wolberich. Bernd erklärte, daß er mit seiner Frau in Unfrieden gelebt. Daß es ihre Absicht gewesen, von ihm sich frei zu machen, dafür erbringe das Testament des alten Meinhardt hinreichende Beweise. Sie sei auch sogleich in das Haus des Mannes geflüchtet, mit dem sie eine Liebchaft unterhalten habe.

Wolberich bestätigte die Aussagen ihres Herrn, sie hatte noch Vieles hinzuzufügen, wovon Bernd Bruns keine Ahnung gehabt. Wilhelm Adams und die Frau waren miteinander in die Kirche gegangen, gerade als ob sie zusammengehört, und hatten sich auch an anderen Orten getroffen. Schon vor ihrer Hochzeit habe Frau Bruns nur Augen für den Mann gehabt, dem ihr Vater die Rechte eines Sohnes eingeräumt, und Bernd Bruns habe blind sein müssen, wenn es ihm verborgen geblieben wäre.

Hier war für den Richter ohne Zweifel ein dunkler Punkt. Wenn Foelke Wilhelm Adams geliebt und er wäre ihrem Vater ein willkommener Schwiegerohn gewesen, so lag kein Grund zu einer Verheirathung mit Bernd Bruns vor. Im Laufe der Untersuchung würde dieser Umstand indessen sich aufklären, wie das ganze Gewebe der Vorgänge leicht sich durchschauen ließ. Es war eine Alltagsgeschichte. Bernd's Vorleben stellte ihm allerdings kein günstiges Zeugniß aus, aber die Frau hatte ihn doch nicht zu leiten verstanden und er, vielleicht in Verzweiflung über ihr Treulosigkeit, dem Laster des Trunkes sich ergeben.

Daß man ihm arg mitgespielt hatte, lag außer allem Zweifel. Der Nebenbuhler in seine Rechte eingelekt, eine Frau, die zu diesem sich flüchtete, nachdem sie sein Haus in Asche gelegt, das waren Verhältnisse, welche Mitgefühl für Bernd erwecken mußten. Frau Bruns' Art und Weise bei dem Verhör konnte nur ein gegen sie gehegtes Vorurtheil verstärken. Trotz ihrer Jugend zeigte sie eine Verstocktheit, die geradezu verblüffend wirkte, während sie bei der Beantwortung aller an sie gerichteten Fragen eine Klugheit beobachtete, die einen eifrigen Untersuchungsrichter zur Verzweiflung bringen konnte. Sie legte ein unumwundenes Geständniß ab, ohne den geringsten Anhaltspunkt dafür zu geben, daß sie ein Verbrechen begangen, welches dem Gesetze gestattet hätte, mit derjenigen Rücksichtslosigkeit vorzugehen, die hier am Plage gewesen wäre.

Die Zeugenaussagen lauteten allerdings belastend genug, aber der Untersuchungsrichter war doch nicht geneigt, Bernd Bruns und die schwarze Wolberich als einwandlose Zeugen anzusehen. So konnte er nicht zu Foelke's Verhaftung schreiten, die er aus mehr als einem Grunde gern bewirkt haben würde. Der Fall war ohne Zweifel ein interessanter, im Gegensatz zu den zahlreichen Fällen von Betrug und Unterschlagung zc., die er zu ergründen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Lachs.

(Schluß.)

Die Wanderungen der Lachsalmen stromaufwärts beginnen im Mai und dauern bis in den November. Die kleinsten Wanderer, die Jakobsalme, sind 1 bis 1,5 kg schwer und fast ausschließlich männliche Individuen, die aber von den alten Männchen, die selbst heftig um den Besitz der Weibchen kämpfen, wohl ebenso sicher abgeschlagen werden, wie jüngere Hirsche von den älteren.

Die einzelnen Lachse beginnen ihre Bergwanderung um so zeitiger im Jahr, je weiter sie hinaufwandern, was ebenfalls dafür spricht, daß sie für das eigene Laichgeschäft immer wieder ihre Geburtsstätten aufsuchen. Zuerst begeben sich die weiblichen Lachse auf die Wandererschaft, also umgekehrt wie es bei unseren wiederkommenden Zugvögeln ist, von denen die Männchen vor den Weibchen erscheinen.

Der Wandetrieb befeelt den Lachs mit einer geradezu „wüsten“ Energie, er schreut vor keinem Hinderniß auf seinen Wegen zurück. Dieser instinktive Trieb der Lachse, vom Meer in die Flüsse zu steigen, sagt Valenciennes, läßt sie nicht nur die ihnen gestellten Neze, sondern auch hohe Wehre überwinden. Berühmt ist der Lachsprung in der englischen Grafschaft Pembroke, da, wo der Fluß Tintock aus bedeutender Höhe in das Meer stürzt. Hier verweilen die Reisenden oft, die Kraft und Geschicklichkeit, mit denen die Lachse den Wasserfall zu nehmen

wissen, um in den Fluß zu gelangen, bewundernd. Es gibt in Irland auch noch zwei andere berühmte Stellen des Lachsprunges, nämlich zu Leirick und zu Bally Shannon. Es ist schwer, sich eine richtige Vorstellung von der Kraft zu machen, die diese Fische entwickeln, um sich fast 14 Fuß hoch aus dem Wasser herauszuschleppen oder einen mindestens 20 Fuß weiten Bogen zu beschreiben, um über ein Wehr hinüberzukommen. Ihre ersten Versuche haben meistens keinen Erfolg, aber sie verlieren den Muth nicht und machen immer und immer wieder erneute Anstrengungen, bis sie ihr Ziel erreicht haben, worauf sie in den Wellen des Flusses verschwinden.

Mit kräftigen Schwanzschlägen verstehen es die Lachse, die Stromschnelle des Rheins bei Laufenberg zu überwinden, aber der Rheinfall bei Schaffhausen ist ihnen doch zu mächtig, und daher können sie nicht in den Bodensee kommen, wohl aber in die Bäche oberhalb des Bierwaldstätter, Züricher- und Wallenstädtersees. Der Weiser stromaufwärts folgend erreichen sie die Sulda und Werra nebst ihren Nebengewässern, von der Elbe steigen sie die Saale und Eger hinauf bis Hof und bis Weiskstadt in Oberfranken, und Oder und Weichsel machen es möglich, daß noch in Mähren und Galizien Lachsfang getrieben werden kann.

Bei ihren Wanderungen sind unsere Fische sich so sehr nur „des einen Triebes bewußt“, nämlich sich fortzupflanzen, daß sie alles andere darüber vergessen: sie, gewiß sonst gefräßige Räuber, lassen selbst das Fressen sein, und das ist in gewisser Beziehung

gut. Wollten z. B. die hunderte und aberhunderte von Lachsen, die zu ihrer Rheinreise von Holland bis Basel etwa 60 Tage gebrauchen, sich ernähren, wie sie es im Meere zu thun gewohnt sind, dann wehe dem Fischfange auf dem Rhein.

Im Jahre 1852 wollte die preussische Regierung den Rumpfenfang im Mittel- und Unterrhein nebst seinen Nebengewässern verbieten. Unter Rumpfen versteht man kleine und junge Fische, und die Regierung war der von vornherein zu lobenden Ansicht, daß aus diesen Bagatelzfischen einst stattliche und werthvolle Nussfische erwachsen könnten. Aber der damalige Bonner Professor der Zoologie, der verstorbene Troschel, wies nach, daß jene Rumpfen Schmerle, Gründlinge, Elritzen, Bläse, Döbel und andere derartige, für die Großfischerei werthlose Fische seien. Da tauchte später die Behauptung auf, durch starke Verminderung der Rumpfen würde die Existenz der See- und Bachforellen, namentlich aber die der Lachse beeinträchtigt, da diese sich von jenen nährten. Die philosophische Fakultät in Bonn sah sich darauf veranlaßt, im Jahre 1873 eine Preisfrage zu stellen über die Art der Ernährung der drei genannten Fische. Der damalige Stubiosus Barurth machte sich an die Lösung dieser Frage und stellte fest, daß die Behauptung von Siebolds, die aus dem Meere aufsteigenden Fische fräßen kurz vor und während der Laichzeit nichts, richtig sei. „Die aus dem Meere des Rheins wegen in den Rhein steigenden Fische fressen überhaupt fast nichts, und zwar weniger aus Mangel an Nahrung als aus Mangel an Verlangen nach Nahrung.“

Die Thalfahrt der Lachse im Rhein gestaltet sich für sie traurig; unternehmungslustig, fett und rund mit rothem Fleische zogen sie als Rheinlache bergwärts zur Hochzeit, — ermattet, abgemagert ziehen sie als Rheinlachs wieder dem Meere zu. Je länger die Lachse im Flusse sind, desto mehr magern sie ab, besonders die Weibchen, deren Eier sich auf Kosten des aus dem Meere mitgebrachten Reserve-Nährstoffes entwickeln. Nach dem Abbläuen erfolgt der Abstieg rascher, als der Aufstieg vor sich gegangen war, so daß die im Oberrhein gewesenen Lachse wohl binnen vier Wochen wieder im Meere sind. Ihre Bewegung ist dabei freilich mehr passiv, sie lassen sich vom Wasser tragen, treiben öfters auf der Oberfläche und werden bisweilen mit Händen gegriffen, verschiedene sterben auch unterwegs vor Erschöpfung.

Die erste Thalfwanderung der jungen Lachse geht langsam vor sich. Nachdem sie 3—4 Monate zu ihrer Entwicklung gebraucht haben, bleiben sie zunächst fast ein Jahr an der Stätte ihrer Geburt und gehen, etwa 10—15 cm lang, zum ersten Male ins Meer, wo sie rasch wachsen und 1—2 Jahr, manchmal auch länger verbleiben, um sich dann ältern Fischen zur ersten Bergfahrt anzuschließen. Dann haben sie ihr Jugendkleid abgelegt und sind die 1—1.5 kg schweren Jakobslachse.

Die jungen, zum ersten Male thalwärts wandernden Lachse heißen Speikter oder Sämlinge. Am Rhein wurden sie noch anfangs der sechziger Jahre massenhaft weggefangen, ein Unfug, der hoffentlich aufgehört haben wird.

Einst waren im nördlichen Europa die Lachse so überaus häufig, daß die Dienstboten sich beim Vermieten ausbedungen, nicht mehr als zweimal wöchentlich Lachs zum Mittagsbrot vorgesetzt zu bekommen, eine Anekdote, die nicht bloß im nördlichen Deutschland, sondern auch in England und Schottland noch vorhanden erzählt und stellenweise wohl auch gealaut wird. In manchen Städten gab es eine Art von Deputat-Lachsen, so wurden z. B. in Elbing 1643 von geräucherter Lachsen 220 Stück an städtische Beamte vertheilt. Etwas so ganz Gemeines kann also wohl damals der Lachs doch auch nicht gewesen sein. Dem widerspricht auch die Mittheilung des alten van Schoneveld, daß man Fässer mit gesalzenen und marinirten Lachsen in Lübeck und Hamburg massenhaft aus Schottland, Norwegen, Schweden und Rußland bezogen habe, um den Fisch weiter in das Binnenland zu vertreiben.

Freilich, weit häufiger als jetzt ist der Lachs unbedingt gewesen in jenen Zeiten, als sein Aufstieg durch Wehre noch wenig erschwert war, als Fabrikwässer die Flüsse noch nicht verpesteten und das Getriebe der Maschinenräder die Laichbäche noch wenig störte. Unweit Kassel wurden 1443 mit einem Zuge 802 Stück Lachse in der Fulda gefangen, und noch zu Pennants Zeiten (geb. 1726, gest. 1798) gab es in Schottland Flüsse, aus denen man mit einem Zuge 700 Stück fing. Wie Noll mitgetheilt hat, bezogen die Besitzer des Schlosses Rheinfeld die Summe von 1100 schweren Thalern Steuer von den St. Goar Lachsängern. Die Fischer zu Braubach am Rhein in Nassau zahlten an Hesse-Kassel und Hesse-Darmstadt von Neujahr bis zum St. Jakobstage bloß drei leichte Kreuzer Abgabe für jeden

einzelnen gefangenen Lachs, und doch betrug allein der auf Hesse-Darmstadt entfallende Antheil der Steuer nicht selten über 600 Gulden.

In dem Arme der Memel, der bei Ruß vorüberfließt und der Skirwieth oder Skirwiok genannt wird, wurden noch in den Jahren 1826 und 1827 bisweilen an einem Tage mehr als 1000 Stück Lachse gefangen, sodasß niemand welche mehr kaufen mochte und man gezwungen war, sie zu vergraben. Im Jahre 1860 wurde der Ertrag des ganzen Fanges an der nämlichen Stelle auf 3500 Stück geschätzt, — soviel, wie man sonst in drei und einem halben Tage fing! Im Jahre 1875 wurden auf den beiden Lachswehren der Stadt St. Goar am Rhein 733 Stück Lachse gefangen im Gesamtgewichte von 13160 Kilogramm und im Werthe von 22 790 Mark.

Es ist mit der „Köln. Ztg.“, der wir obige Ausführungen entnehmen, zu wünschen, daß die höchst aner kennenswerthen Bestrebungen unserer deutschen Fischereivereine, die sich nicht zum kleinsten Theile dem edeln Lachse zugewendet haben, einen von Jahr zu Jahr steigenden Erfolg haben mögen, bis daß sich die Dienstboten wieder die Lachssteuer ernstlich verbitten.

### Eine junge Frau.

Eine junge Frau wünscht sich in gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Bildung unter Leitung der Hausfrau zu vervollkommen und sucht zu diesem Zwecke einen drei- bis viermonatlichen Aufenthalt in guter Familie in kleiner Stadt oder auf dem Lande zu nehmen. Gest. Anerbietungen mit Preisforderung u. s. w.

So lasen wir kürzlich in dem Anzeigentheile einer großen Zeitung. Der Anzeigenteil einer Zeitung spiegelt Kultur, Sitte, wirtschaftliche Lage, den Stand von Gewerbe, Industrie und Handel nicht selten besser wieder, als das die besten politischen, kulturhistorischen und sozialen Aufsätze im redaktionellen Theile derselben vermögen. Nur muß man dieselben lesen können, um die Nothschreie des Herzens wie des Magens, um die Schwankungen im wirtschaftlichen Leben, um die Aeußerungen der Freude wie des Schmerzes zu verstehen, die darin zum Ausdruck kommen. Auch das oben angeführte Gesuch redet eine beredete Sprache.

\* \* \*

Sie hatten sich gewiß sehr lieb; denn sie war jung, hübsch und von heiterer Gemüthsart, und er hatte ein gutes Einkommen. Zwar fiel es ihm manchmal auf, daß sie, so oft er kam, von ihm müßig gefunden wurde, oder höchstens mit einer Stickerie in der zarten Hand, während die Hände der Mutter fleißige Arbeit verrichteten und alles, was während seiner Anwesenheit in dem kleinen Haushalt zu besorgen war, von der Mutter gethan wurde. Das waren aber nur flüchtig vorübergehende Gedanken, die ihn nie tiefer beunruhigten. Du lieber Gott, eine Braut! Wer verlangt von der Braut mehr als ein liebendes Herz?

Und sie heiratheten sich. Die Mama war mitgegangen, um der jungen Frau den Haushalt einrichten zu helfen, und so ging denn Alles gut; als die Mutter aber nach einigen Wochen in ihr Heim zurückkehrte, da war bei der armen jungen Frau guter Rath theuer. Die Mutter hatte gewollt, daß sie eine „perfekte Köchin“ nehme; dem aber hatte der junge Ehemann sich widersetzt. Wenn es ihm schmecken sollte, müsse sein liebes kleines Frauchen sich selbst um die Küche bekümmern; auch könne er so viel Wirtschaftsgeld nicht ausgeben, um davon eine theure Köchin und deren noch theuere Wirtschaftsführung zu bestreiten. Man müsse auch an die Zukunft denken, könne sich für derartige überflüssige Mehrausgaben alle Jahre eine Reise gestatten, dürfe auf die Wohnung etwas mehr verwenden, und was derartige, ihm so überaus vernünftig vorkommende Gründe mehr waren, gegen die Mutter und Tochter, unheilnehmend, anfangs heftig sträubten. Der junge Ehemann bestand aber auf seinem Kopf, und es wurde ein Mädchen gemiethet, das nur darum sich als „Mädchen für Alles“ zu empfehlen schien, weil sie von nichts etwas Ordentliches verstand.

Da kam es denn, wie es kommen mußte. Gilte der Mann Mittags nach Hause, so war das Essen noch nicht fertig, und war es fertig, so taugte es nicht viel. Die Suppe war nicht kräftig, die Sauce nicht fähmig genug, das Gemüse nüchtern, der Braten entweder angebrannt oder nicht durchgebraten, eine Nischspeise, die er so liebte, klüßig. Und dabei begreute die Speisefolge sich in den engsten Grenzen und bot keine Abo-wechselung. Anfangs half ein liebevoller Blick, ein süßer Ruf



des kleinen Frauchens dem Enttäuschten über das Beinliche der Lage hinweg. Wußte er doch, daß sie für ihn „mit ihrem ganzen Herzen“ gekocht hatte. Nach und nach wurde es ihm doch immer klarer, daß nur das Herz zur Ausübung der Kochkunst nicht ausreichend ist, und daß, wer allein mit dem Herzen kocht, sich den Mann schließlich — zum Hause hinaus kocht. Sehnte er sich selbst doch schon nach den famosen, saftigen und zarten Beefsteaks in seiner Junggesellen-Stammkneipe zurück, und das Mittagessen im Restaurant, auf das angewiesen zu sein, ihm früher geradezu als Tantalusqual erschienen war, spiegelte ihm jetzt die Erinnerung als eine Göttermahlzeit vor, mit der unzufrieden zu sein, schon mehr eine anarchische Gesinnung verrieth. Dazu kam, daß er mehr und mehr an seinem Frauchen eine Unbeholfenheit bemerkte, den kleinen Haushalt nett und anheimelnd, wie er das so sehr liebte und wie er es aus seinem Elternhause gewöhnt war, zu führen.

Von Schillers „legensreicher Himmelstochter“, der heiligen Ordnung, war immer weniger zu spüren. Kam einmal Besuch, so mußte im Besuchszimmer erst aufgeräumt werden; sein Frauchen selbst war nie in empfangsmäßigem Anzuge und wußte sich dann dem Besuche gegenüber auch nicht recht zu helfen und zu benehmen. Von seiner Jugend her war er es gewöhnt, daß seine eigene Mutter im Hause stets so gekleidet ging, daß sie sich auch vor Fremden ohne Verlegenheit sehen lassen konnte. Denn sein Mutterlein pflegte zu sagen, daß die Frau sich besonders für ihren Mann und die Familie, wenn auch nicht zu putzen, so doch nett und gefällig zu kleiden habe, und um so schmerzlicher vermüßte er es an seinem kleinen Frauchen, daß sie in ihrer häuslichen Kleidung die Ordnung, den Geschmack und die Sauberkeit vermissen ließ, welche die Frau allein erst anmuthig und liebenswerth erscheinen lassen, welche die Schönheit erhöhen und selbst nichtschöne Frauen lieblich und hübsch machen. Ihr Haar, sonst ihr Stolz und seine Freude, bot ihm jetzt, wenigstens im Hause, oft Anlaß zu unliebamen Betrachtungen, und wenn er nun gar in Suppe oder Sauce Spuren davon fand, dann fühlte er das geradezu entgegengesetzte Gefühl in sich aufsteigen, als dasjenige gewesen war, mit dem er seiner süßen Braut ehedem eine Locke von dem schönen Haupte entwendet hatte.

Er ließ es an Vorschlägen zur Aenderung, an zart sinnigen Mahnungen, an liebevollem Tadel nicht fehlen. Er nahm sie auf den Schooß, streichelte ihr die Wangen und sprach mit ihr in der ruhigsten Weise darüber, wie sie es wohl besser machen könne. Sie brach dann, im Bewußtsein ihrer Unzulänglichkeit, in Thränen aus und versprach ihm, sich noch mehr Mühe geben zu wollen, aber das alles nur, um nachher sich all ihren guten Vorsätzen um so hilfloser gegenüber zu sehen. Schon drohte dieser „wirthschaftliche Defekt“ eine Ehe zu untergraben, für die doch sonst alle Bedingungen, sie zu einer glücklichen zu gestalten, gegeben waren.

Mancher andere Mann würde, um seiner häuslichen Mißere zu entfliehen, seine Zuflucht zur Kneipe genommen haben, und dann leberwohl Ehe, Häuslichkeit und Familie. Dazu aber war er zu ehrenhaft und hatte sein Frauchen und sein eigen Glück zu lieb. Andere würden aus der Noth eine Tugend gemacht und schließlich doch noch eine tüchtige Köchin genommen haben, um durch Fremde zu erlangen, was ihnen die eigene Frau nicht zu gewähren vermochte.

Den sonnigen Glanz anheimelnder Häuslichkeit, der die eigenen Hausgenossen innig beglückt und auch auf Fremde seinen betrickenden Zauber ausübt, wollte er aber nicht einem bezahlten Mietkling, sondern nur seiner geliebten kleinen Frau verdanken, die auch, wie einst seine Mutter, den Kindern — der Storch würde ja wohl noch ein Einsehen haben — ein Muster und Vorbild fürs Leben sein sollte. Und da reifte in ihm ein Entschluß, von dessen Ausführung er sich all das Glück und all die schöne Lebensfreude versprach, die ihm in seinem Hause bisher verlaget geblieben. Eine trauliche Sonntagsabenddämmerstunde benutzte er, um seinem Frauchen seinen Plan mitzutheilen, und sie, von heißer Sehnsucht glücklich zu sein und zu beglücken erfüllt, und von Furcht, daß, wenn es so wie bisher weiterginge, sie bald mit „Elsa“ werde sagen müssen: „Ach, nun ist all unser Glück dahin!“, ging gern und freudig auf seinen Vorschlag ein — und so entstand obige Anzeige. Und wenn sie nicht ganz so entstanden ist, so könnte sie doch so entstanden sein. Die Zuganwendung ergibt sich von selbst, sie lautet: Ihr Mütter, gebt euren Töchtern vor allem eine tüchtige hauswirthschaftliche Ausbildung mit ins Leben!

## Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren u. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Bau-Kunstdenkmäler Thüringens;** im Auftrage der Regierungen von Sachsen-Weimar-Eisenach, Sachsen-Meinungen und Hildburghausen, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Roburg-Gotha, Schwarzburg-Rudolstadt, Neuß älterer Linie und Neuß jüngerer Linie bearbeitet von Professor Dr. P. Lehfeldt. Jena, Verlag von Gustav Fischer.

Heft XV. Herzogthum Sachsen-Meinungen. Amtsgerichtsbezirke Gräfenthal und Böhmstedt. Preis 2,75 M.

Die Freude an der heimischen Vergangenheit, an den Kunst- und Bauwerken der Vorzeit, als den werthvollsten Erzeugnissen der deutschen Kulturgeschichte, ist seit der Einigung unseres Vaterlandes gewachsen. In dem Bestreben, die hervorragenden Denkmäler vergangener Zeiten zu ermitteln, die Ergebnisse weiteren Kreisen bekannt zu machen und für die Erhaltung des Vorhandenen zu sorgen, weiteten sich in den einzelnen Gebieten die Regierungen, die Landes- und Provinzialvertretungen, die Gemeinden und Vereine auf das Segensreichste. Sie haben erkannt, daß durch eine solche Thätigkeit und Fürsorge die geistigen, künstlerischen und sittlichen Güter des Volkes gehiebert werden. Von diesem edlen Gedanken durchdrungen, haben auch die Staaten Thüringens die Aufzeichnung der Bau- und Kunstdenkmäler gemeinschaftlich für ihre Gebiete unternommen. Die Veröffentlichung schreitet allmählich nur in einzelnen künftlichen Heften fort, wodurch es jedem Käufer ermöglicht wird, sich auf die Erwerbung der Hefte zu beschränken, die für ihn ein besonderes Interesse haben. Vor uns liegt nun das 15. die Amtsgerichtsbezirke Gräfenthal und Böhmstedt umfassende Heft, das sich in jeder Hinsicht würdig an seine Vorgänger anschließt. 6 große schöne Lichtdruckbilder und 20 Abbildungen im Texte tragen nicht wenig dazu bei, den Werth des Buches zu erhöhen, so daß wir unter Berücksichtigung der vielen anderen Vorzüge — erschöpfende Behandlung des Stoffes, klare, auch dem Laien verständliche Darstellung, großer, schöner Druck u. — nicht umhin können, unseren Lesern dieses Werk ganz besonders zu empfehlen.

— **Das Oktoberheft der „Neuen Deutschen Rundschau, Freie Bühne“** (Berlin, S. Fischer, Verlag) gewinnt ein besonderes Interesse durch einen Aufsatz des früheren Sozialisten Bruno Wille welcher sich gegen die Sozialdemokratie richtet. Wille weist an untrüglichen Beispielen die maßlose Orthodoxie nach, welche in den sozialdemokratischen Organen herrscht und in merkwürdigem Widerspruch mit den freiheitlichen Verheißungen dieser Partei systematisch alles unterdrückt, was nicht in die Parteischablone paßt. Wille faßt seinen Stoff als „Schattenbilder vom Zukunftsstaate“ weiter auf, und liefert interessante Belege zur Psychologie der Demagogen. Das übrige Heft zeichnet sich durch einen besonders reichen Inhalt aus. Zu dem interessanten Thema „Massenstächtigkeit und Sozialismus“ nimmt Alfred Böss, der Arzt Gerhart Hauptmanns, das Wort. Wilhelm Bölsche erörtert das „Geheimniß Friedrich Nießches“. Ein Roman von Arthur Schnitzler und eine Novelle von Maria Janitschek zieren als belletristische Beiträge das Heft. Gumpenberg, der Dichter und Spiritist, führt uns eine „mythische Rundschau“ vor. Satirische Artikel, Sarnenings politische Rundschau unter dem Titel *Divinatio Imperatoris*, ein Aufsatz über die „Weber“ als Repertoirestück und sein Verhältniß zur Politik, eine reichhaltige soziale Chronik und eine Zeitschriftenrundschau über die ethische Bewegung in aller Welt vervollständigen neben Anderem das Heft der Monatschrift.

— **Maurer, C., Die Berufswahl der Knaben.** Jittau, Verlag der Pabstischen Buchhandlung. Preis 50 Pfg. Je schwerer sich in der Neuzeit die Erwerbsverhältnisse gestalten, desto größere Sorgen lasten auf den Eltern, deren Söhne sich für irgend einen Beruf entscheiden müssen, denn von der richtigen Berufswahl hängt oft das Wohl und Wehe des ganzen Lebens ab. Deshalb wird dies Schriftchen allen Eltern ein willkommener Rathgeber sein, denn es giebt über die meisten Berufsarten sachgemähe Auskunft, und besonders erfreulich ist es dabei, daß der Verfasser die einfachen gemeinlichen Berufsarten warm empfiehlt. Jeder wird das Schriftchen mit Interesse lesen.

— **Aus Handel und Industrie.** Eine zwangslose Sammlung volkswirtschaftlicher Abhandlungen, herausgeg. von Dr. Erwin Hönninger, im Verlage der Pabstischen Buchhandlung (H. Haase) Jittau i. S. Jährlich erscheinen 12 Hefte, welche im Abonnement nur M. 4,50, außer Abonnement pro Heft M. 0,50 kosten. Die vorliegende Sammlung bringt Beiträge von bekannten Schriftstellern über moderne Fragen und Probleme auf dem Gebiete der Volkswirtschaft, der Industrie, des Bankwesens, der kaufmännischen Rechtspflege u. s. w. Von Serie I liegen bereits die beiden ersten Hefte vor, welche lehrwürdige Abhandlungen von Th. Drapala in Wien, D. Elzbacher in Belfort, Franz von Grabhscheidt, Clemens Ottel in Wien, Prof. H. Belohlavek in Linz a. D. enthalten. Ebenso versprechen die nächsterscheinenden Lieferungen inhaltreich zu werden. Bestellungen auf die „Sammlung“ sind an sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie an die Verlagsbuchhandlung zu richten.